

Ebbe kommt in jenen Jahren jeden Sonntag zu uns. In seinem marineblauen Polo mit Wiesbadener Kennzeichen. Der Motor knurrt am Güldenplan wie ein sehnsüchtiger Magen. Er fährt über die Biebricher Allee und die damals schon marode Schiersteiner Brücke. Der Industriepark in Mombach gleitet vorbei, eine gelbbraune Zahnreihe von Fabrikschloten vor graumeliertem Himmel. Der Gestank nach verbranntem Röstkaffee drückt sich durch die Autoritzen. Er kurvt durch die Innenstadt und die untere Zahlbacher Straße. Mit heulender Maschine nimmt der Polo die Steigung der Lanzelhohl bevor er knatternd vor unserem Haus zum Stehen kommt. Die Fahrt dauert fünfundzwanzig Minuten.

In unregelmäßigen Abständen schleppt Ebbe päckchenweise Butter und Dutzende geriffelte Gläser mit Sauerkirschen an. Alles hat er in Stofftüten verstaut. Als hätte sein Leben vor den sonntäglichen Besuchen nicht stattgefunden. *Kaffe is im Kofferraum* raunt er meinen Eltern zu und spricht die Worte hastig und abgehackt wie unter Zeitnot.

Die Konsistenz von Sauerkirschen zwischen den Zähnen, krampfartig schmerzende Bäuche nach zu viel Kirschsafft. Das Spülbecken in der Küche eine Schlachtbank. Sparpreise, Sonderangebote, Schlussverkäufe. Unser Vorrat im Keller interessiert ihn nicht. Jahre nach seinem Tod mussten wir uns jedenfalls um das Thema Sauerkirschen keine Sorgen machen.

Wir essen Stollen, der in Aluminium gehüllt ist. Sein Gesicht sieht dauerhaft verkniffen aus. Darin liegen scheue Augen, wie geblendet. Wenn Ebbe mal nicht zu Besuch kommt, so doch sein Anruf. Seine Stimme dringt durch das Schnurtelefon, der staubige Teppich ruht in der dunklen Diele.

Einmal zieht Ebbe mit uns in den Herbsturlaub auf die Kanaren. *Er geht wie ein junger Gott* in die galoppierenden Wellen kommentiert meine Mutter. Playa Inglés - zerklüftet und unübersichtlich. Ich sehe seinen faltigen Rücken und die nach oben gezogenen Arme. Über ihm die stechende Mittagssonne und er ein Strich in der Gischt. Ebbe jubelt.

Nächstes Bild: die kraftvollen Zungen des Atlantiks verschlingen ihn. Letztes Bild: er taucht aus der vibrierenden weißen Masse auf. Seine spärlich verbliebenen Haare kleben wie Fischgräten auf der runzeligen Kopfhaut. Er schwankt zurück an den Strand. Immer weniger ist Ebbe im Stande, einem Gespräch zu folgen und wir müssen ihn anschreien, damit er uns bemerkt. In diesem Urlaub lacht er so häufig wie nie zuvor und niemals mehr in seinem Leben. Neben unserem Apartment blüht eine auffallend hohe Agave. Ein pflanzlicher Schlot, der in den salzig-feuchten Böen vor dem Blau des Himmels hin und her schwingt. Die Blüte ein seltenes Schauspiel, wie uns die Rezeptionistin verrät.

An den Sonntagen streckt Ebbe uns zur Begrüßung seine kompakte, altersbefleckte Hand entgegen. Der Handschlag, sein Markenzeichen, zerdrückt uns die Kinderhände und macht uns vertraut mit einem Schmerz, den es weiterzugeben gilt.

Ebbe trägt einen Goldring mit kirschrotem Stein, dessen Kontur sich nach der Begrüßung auf der Haut unserer Handflächen nachzeichnen lässt. Ansonsten ist er zurückhaltend. Ein äußerlich ruhiger Gast. Sein kariertes Jackett über dem Stuhl verlässt ein schneidender Dunst, während er sich zum *Luft holen* auf die Terrasse verzieht. Er erzählt selten etwas. Über die Vergangenheit redet er nicht und so klingt der Sonntag für mich noch immer nach beharrlichem Schweigen.

Es heißt, er sei bei der Marine gewesen, von Schiffsbäuchen verschluckt. Minensuchboote. Als Ingenieur habe er in den Maschinenräumen heulende Motoren gewartet, verschrante Erinnerung. Mit einem Knacks sei er zurückgekehrt. Später hat er dann als Abteilungsleiter bei der Firma Kalle gearbeitet. Unter seiner Verantwortung ist ein Mitarbeiter bei einem Betriebsunfall ums Leben gekommen. Nur der Rausch machte ihn vergessen. Erst als seine Frau mit der Scheidung droht, stimmt er einem Entzug zu. Sie stirbt unerwartet. Überall finden sich bei ihm Fotos von ihr. Selbst als Lesezeichen. Freundliche Augen hinter dicken Brillengläsern. Ebbe bleibt trocken.

Am Heiligabend liest er aus seiner geschundenen Lutherbibel die Weihnachtsgeschichte. Das Ritual ist alt. Ebbe im Sessel. Mein Vater steht hinter ihm. Ebbe streckt mit der linken Hand seinen schnellenden rechten Zeigefinger aus, wie ein Taschenteleskop. Mein Vater knipst die Taschenlampe an und Ebbe wischt über die Buchstaben. Dahinter der Tannenbaum im Flackerlicht der Bienenwachskerzen.

Es gibt Stollen vor der Bescherung. Stollen, den Ebbe an unsere Verwandten verschickt, sofern wir nicht gemeinsam feiern. Einmal will Ebbe im Advent mit seiner Cousine einen Stollen essen. Die Aluminiumhülle ist zerschlissen und das Gebäck angeknabbert. Man begutachtet das Beweisstück argwöhnisch und nimmt Maß. Der Verdacht fällt zunächst auf uns. Dann kursiert das Gerücht einer Maus, die in seinem Polo lebe. Seither stellt er den Stollen nicht mehr in den Fußraum vor dem Beifahrersitz ab.

Vor allem meine Mutter kümmert sich. Ihre beiden Geschwister leben in Kiel und New York. So ist ihre Beziehung die innigste,

auch wenn das Wort innig in diesem Zusammenhang unpassend wirkt. Nur widerwillig lässt Ebbe sich in seine Angelegenheiten reinreden und nach einiger Überzeugungsarbeit und Wochen Verzug geht er zum Arzt, als er an einer nicht enden wollenden Heiserkeit leidet. Kehlkopfkrebs. Nach der OP bleibt die charakteristische, dauerkratzende Stimme, die abendlich aus dem Telefonhörer rauscht.

An Heiligabend fahren meine Mutter und ich mit Ebbe nach Wiesbaden. Die Straßenzüge leer. Ebbe schwankt bis zur Haustür, ein schlottriger Knochen. Ich sitze im Wohnzimmer und zähle die Schiffsmodelle in der Vitrine, während meine Mutter ihn zur Toilette begleitet.

Unter einer Gardine lugen geriffelte Gläser hervor. Sie stehen in einer Lache aus eingetrocknetem Kirschsafft. Blut mischt sich in der Toilettenschüssel mit Urin. Als Ursache wird ein Blasentumor identifiziert.

In seinen letzten Tagen besuchen wir ihn im Krankenhaus. Das Zimmer ist hell und der Februar in diesem Jahr ungewöhnlich mild. Ebbe bittet darum, ihn mit dem Rollstuhl in den Innenhof zu schieben. *Luft holen.*

Meine Schwester und ich bleiben zunächst zu Hause, Eltern und Bruder fahren ins Krankenhaus. Später schließen wir uns ihnen an. Während wir an seinem Leichnam von ihm Abschied nehmen, kommt mein Onkel hinzu und tritt vor. Er kniet sich neben das Bett und schlägt das weiße Laken ein Stück zurück, das den Körper verhüllt. Behände streift er den Ring vom rechten Finger. Kurz schimmert der rote Stein im einfallenden Licht. Er lässt ihn in seine Manteltasche gleiten. *Was tust du* will ich schreien aber mein Kiefer steckt in einem Schraubstock als der Arm des Onkels

sich wie ein Schlagbaum auf meine Schultern legt. Seine arbeitende Halsmuskulatur verrät mir, dass ich lieber schweigen sollte. Habe nur ich ihm dabei zugesehen? Seine weitaufgerissenen Augen funkeln.

Zur Beerdigung fahren wir nach Wiesbaden. In Mombach beißt sich verbrannter Röstkaffee in meiner Nase fest, während unser Auto die marode Schiersteiner Brücke passiert. Ich beobachte den Rhein. Er liegt neben uns wie eine gräuliche tote Haut, in glattgestrichenen Bahnen. Der milde Februar zeigt uns eine kalte Schulter und es schneit.

Bei der Erdbestattung fühle ich mich verwirrt. Mein Blick haftet auf einem üppigen Kranz, der mit einer rot-weißen Trauerschleife bestückt ist. Mehrmals lese ich die goldene Aufschrift: „Für unseren Kameraden Eberhardt Beyer, Ruhe in Frieden“. Wer zur Hölle steckt dahinter?

Zum Leichenschmaus wird in ein Traditionscafé nahe dem Friedhof geladen. Bäuche wölben sich gegen Tischkanten, Häuse schwitzen in Polyester unter einer niedrigen stuckverzierten Decke. Irgendwo spießt jemand ein Stück Stollen auf. *Setz dich auf deine vier Buchstaben.* Der Raum ein einsames Gefäß, angefüllt von monotonen Stimmen.

Ich gieße einen Schuss Milch in meinen viel zu starken Kakao und rühre ihn mit einem Messinglöffel um. Die Gesellschaft wird um mich herum plötzlich leiser und verstummt. Unter Rühren blicke ich von meiner Tasse auf in die Augen meines Onkels, der mich leise fragt, *ob ich etwas sagen möchte.* Ich lasse den Löffel fallen und schüttele den Kopf mit dem Topfschnitt. Meine Wangen glühen.

Auf dem Rückweg fahren wir durch die verschneiten Straßen Wiesbadens. Ich betrachte meine Hände im streifigen Licht der Straßenlaternen und stelle mir den Abdruck des Rings auf meiner Haut vor. Sie fühlt sich an der Stelle unerwartet weich an. Der Atem des Onkels weht gleichmäßig von der Rückbank in meinen Nacken und weil ich es nicht besser weiß, beginne ich abwechselnd meine Handrücken zu kneten.

Draußen schmilzt der Schnee und das Kopfsteinpflaster wird zu flüssigem Klebstoff. An den Straßenrändern fallen schwere Tropfen von zahllosen Plakaten. Die Mehrheit hängt auf Brusthöhe, vereinzelt sind sie meterhoch an Laternenschloten platziert. Diese werben für die NPD in Rot-Schwarz oder für die REP in Himmelblau. Nachdem wir die Schiersteiner Brücke passieren, werden wir von dieser Politik nur scheinbar in Ruhe gelassen.

Was ist mit der Maus? Hat sie jemand aus dem Polo befreit? Ich stelle mir eine rasende Maus vor, die jede noch so kleine Ritze nach etwas Essbarem oder einem Spalt Sauerstoff absucht. Ich stelle mir vor, wie die ermüdete Maus an der kalten Innenscheibe versucht hochzuklettern. Dann liegt sie auf der Armatur wie ein überdimensionierter Schmutzleck. Niemand kümmert sich. Die Geschwister leben in Kiel und New York.

In den Wochen danach verwischen die Tage zu einem Haufen Schneematsch, der in den Gullys versickert. In der Diele blinkt das rote Lämpchen auf dem Schnurtelefon. Sie haben drei neue Nachrichten. Piep. Nachricht eins, Donnerstag siebter Februar
Hallo (...).